

HEYNE <

Chris Morgan Jones

DIE KUNST DES STERBENS

THRILLER

*Aus dem Englischen
von Frank Dabrock*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE JACKAL'S SHARE
erschien 2013 bei Mantle, London

Für David und Carolyn



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 01/2014
Copyright © 2013 by Chris Morgan Jones
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Marcus Jensen
Printed in Germany
Umschlagillustration: Nele Schütz Design
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-41072-5

www.heyne.de

Wenn man einen Mann nicht versteht,
kann man ihn nicht vernichten.

Und wenn man ihn versteht,
wird man es wahrscheinlich nicht tun.

G.K. Chesterton

ERSTER TEIL

1

Trotz seiner stilvollen, zurückhaltenden Erscheinung stach Darius Qazai sofort ins Auge. Ruhigen Schrittes bahnte er sich seinen Weg durch die Kirche, bekundete nickend sein Beileid und schüttelte Hände; jedes seiner Worte kam von Herzen, jede seiner Gesten wirkte angemessen. Nach und nach nahmen die Trauergäste Platz, und Qazai setzte sich mit einer Mischung aus feierlichem Ernst und stiller Trauer in die erste Reihe. Sein Auftreten war vorbildlich und bescheiden, und Webster, der von hinten alles genau beobachtete, überlegte, ob es aufrichtig gemeint oder nur höflich war, und er fragte sich, ob er das überhaupt wissen wollte. Ein Bach-Stück wogte durch die reglose Luft.

Unter Gepolter erhoben sich die Anwesenden, und es folgten zwei Choräle: »The King Of Love My Shepherd Is«, »Thine Be The Glory«. Webster sang recht passabel, wenn auch ein wenig tief, aber die Kirche war voll besetzt, und so verlor sich sein holpriger Bass in dem anschwellenden Gesang; über der Gemeinde stiegen die klaren Harmonien des Chors empor, und neben sich hörte er Hammers nasalen Tenor. Er sang, ohne den vertrauten Worten richtig Beachtung zu schenken, und während er, im Licht der Abendsonne, das gesprenkelt durch die Buntglasfenster fiel, die gesenkten Häupter um sich herum betrachtete, fragte er

sich, wer all die unterschiedlichen Trauergäste wohl waren. Neben Qazai standen die Kunden des Toten, eingehüllt in den unverkennbaren Glanz wirklich wohlhabender Menschen: zarte Sonnenbräune, makelloser Hemdkragen, entrückter Blick, die Damen einen dezenten schwarzen Hut auf dem Kopf; jenseits des Gangs saßen die Angehörigen des Toten, seine Witwe und seine beiden Söhne im Teenageralter, sie trugen Schwarz. Und die übrigen Gäste – eine zusammengewürfelte Gruppe Engländer, Amerikaner und Italiener in Tweedjacken, gemusterten Schals und leicht verknitterten Cordanzügen – waren, so vermutete Webster, Antiquitätenhändler. Insgesamt hatten sich wohl an die dreihundert Trauergäste eingefunden.

Der Priester sprach ein paar Worte, ein weiterer Choral wurde angestimmt, und dann war es Zeit für die erste Rede. Während Qazai zur Kanzel schritt und das Dutzend Holzstufen emporstieg, bemerkte Webster, wie geschmeidig seine Bewegungen waren und wie sehr er sich um einen respektvollen Gesichtsausdruck bemühte, als wollte er Befürchtungen zerstreuen, er könne mit seiner Anwesenheit das Ereignis überstrahlen. Er stand jetzt drei Meter oberhalb der Kirchenbänke und hielt, die Arme auf das Pult gestützt, eine Weile inne, um die ungeteilte Aufmerksamkeit der Gäste zu gewinnen; sein Haar und sein Bart waren schlohweiß und kurz gestutzt, und seine himmelblauen Augen leuchteten selbstbewusst. Webster kannte dieses Leuchten von Menschen, die all ihre Ziele erreicht hatten und glaubten, dass es, wenn überhaupt, nur wenige Menschen gab, die ihnen ebenbürtig waren. Bei jedem anderen hätte es wie Arroganz gewirkt, aber bei Qazai war es selbstverständlich Teil seiner Persönlichkeit.

Er redete erst, als er das Gefühl hatte, dass sich alle Anwesenden auf ihn konzentrierten, und obwohl er ohnehin eine tiefe Stimme hatte, reichte sie mühelos bis in die letzte Reihe, wo Webster die Hände über seinem Gesangbuch zusammenfaltete und lauschte.

»Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.« Eine kurze Pause. »Ergreifende Worte. Im finstern Tal.«

Er holte tief Luft, als müsse er um Fassung ringen.

»Cyrus Mehr war ein großer Mann. Ein großer Mann und ein großer Iraner. Ein mutiger, ehrbarer und sensibler Mann. Ein Mann, der ein Vermächtnis hinterlassen hat, das uns alle überdauern wird. Ich bin stolz, ihn gekannt zu haben.« Qazai fuhr eine Weile so fort, voll der schönen Worte, bis er auf die üblichen Floskeln verzichtete und von der Beziehung zu seinem Freund erzählte. Sie hatten sich vor über zwanzig Jahren in den letzten Tagen des schmutzigen Kriegs zwischen Iran und Irak kennengelernt, bei einer Verkaufsveranstaltung für präislamische Kunst, und sich über die »doppelte Bedrohung von Krieg und Ideologie« unterhalten, der die wertvollsten Kunstschatze des antiken Persien damals ausgesetzt waren. Daraus hatte sich »eine Geschäftsbeziehung zum beiderseitigen Nutzen« ergeben, womit Qazai wohl meinte, dass Mehr mit seinem Kunsthandel für ihn im gesamten Nahen Osten Antiquitäten beschafft hatte; und im Laufe der Zeit waren die beiden Männer sich nähergekommen, waren aus dem Händler und dem Kunden Freunde geworden, und als Qazai dann seine Stiftung gründete, fiel die Wahl bei der Besetzung des Direktorenpostens fast zwangsläufig auf Mehr. Seit nunmehr einem Jahrzehnt stellte die Qazai Foundation for the

Preservation of Persian Art unter seiner beherzten Leitung einen Quell der Hoffnung dar für all jene, die sich wünschten, das Wahre und Schöne möge über Gewalt und Unterdrückung siegen.

Webster war beeindruckt und misstrauisch zugleich. Trotz ihrer Sentimentalität und vereinzelt Momenten des Schwulstes war es eine formvollendete Rede, so unangestrengt und unbeirrt wie Qazais Gang vor einer halben Stunde durch das Kirchenschiff. Er verströmte die selbstverständliche Autorität eines Politikers und erinnerte Webster an jene Sorte Klienten, die er am wenigsten mochte – die absolut von dem überzeugt waren, was sie sagten.

»Cyrus Mehr«, fuhr Qazai fort, »war ein großer Mann. Ein Mann mit Prinzipien in einer Welt, die diese Prinzipien unterwanderte. Ein Mann mit Haltung.« Er machte eine Pause. »Mit Werten.« Er ließ seinen Blick durch die Kirche hinauf zur Gewölbedecke wandern, als würde er die Götter um Anregung bitten, holte erneut tief Luft, und als er weitersprach, war sein Gesicht von neuem Leben erfüllt.

»Es ist jetzt einen Monat her, seit mein Freund Cyrus ermordet wurde. Seit er auf so brutale Weise aus dem Leben gerissen wurde, in seinem Geburtsland, das er trotz allem immer noch liebte. So wie viele hier. So wie ich. Wir wissen immer noch nicht, wer ihn ermordet hat, und wir kennen immer noch nicht die Gründe. Von der iranischen Regierung werden wir nichts erfahren, obwohl ich glaube, dass sie nur zu gut Bescheid weiß, aber sie hat längst vergessen, was ein Menschenleben wert ist. Sie behauptet, er sei ein Schmuggler gewesen, und seine kriminellen Freunde hätten ihn getötet. Aber jeder hier weiß, dass das Blödsinn ist. Cyrus war ein Anwalt des Schönen und des Wahren, und

wenn man sich heutzutage im Iran für diese Werte einsetzt, bezahlt man mit dem Leben. Dieses Land mit seiner antiken Poesie wurde zerstört, und aus seinen Machthabern sind nichts weiter als Händler des Terrors, des Hasses und vor allem der Furcht geworden. Aber ich sage Ihnen, Freunde von Cyrus, Freunde von mir ...« Er hielt erneut inne, und in diesem Moment schien sich die Leidenschaft in seinen Augen durch sein ausdrucksloses Gesicht zu brennen. »Cyrus Mehr ist nicht umsonst gestorben. Cyrus Mehr war ein Mann mit Haltung, und sein Leben hatte einen Sinn. In ihm lag etwas Schönes und Wahres, und, ja, etwas, für das es sich zu sterben lohnte. Für Cyrus wird das Tal nicht finstern sein.«

Kurz neigte Qazai seinen Kopf, und als er wieder aufschaute, meinte Webster in seinen Augen eine Träne glitzern zu sehen. Falls er das alles nur spielte, war er ein großartiger Darsteller.

Draußen lag London im warmen, hellen Schein der Abendsonne, und der Lärm des Trafalgar Square tat nach der Stille in der Kirche fast körperlich weh. Webster und Hammer waren unter den Letzten, die in die Menschenmenge hinaustraten, die sich auf den breiten Stufen versammelt hatte, und warteten am Rand auf weitere Anweisungen, während Qazai wie der Gastgeber einer Party leichtfüßig von einem Grüppchen zum nächsten tänzelte.

»Und was denkst du?«, sagte Hammer.

»Wie gesagt, er interessiert mich nicht.«

»Sag bloß, du bist nicht neugierig.«

Webster blinzelte in die tief stehende Sonne. »Was für eine Rede.«

Hammer lächelte. »Ohne sein Ego wäre er nicht so ein bedeutender Mann.«

»Ich traue bedeutenden Männern nicht«, sagte Webster.

Von einer Mensentraube löste sich eine kleine, akkurat wirkende Gestalt und kam auf sie zu. Der Mann war schwächlich und dermaßen blass, dass es so aussah, als würde die Sonne durch ihn hindurchscheinen. Er schüttelte Webster die Hand, sie nickten einander zu. Dann wandte er sich an Hammer.

»Mr. Hammer? Yves Senechal. Mr. Qazais persönlicher Anwalt.« Er hatte einen leichten französischen Akzent, und seine Stimme klang rau und körperlos.

»Sehr erfreut, Mr. Senechal. Ben hat mir viel von Ihnen erzählt.«

»Meine Herren«, sagte Senechal. »Der Wagen steht um die Ecke. Mr. Qazai lässt sich noch entschuldigen – er kann jetzt nicht weg hier. Aber er wird bald zu uns stoßen.«

Dann drehte Senechal sich um und ging ohne Eile, mit einem merkwürdigen, schwebenden Gang, Richtung Norden, Richtung Charing Cross Road.

Hammer beugte sich zu Webster vor und sagte spöttisch in einem lauten Flüsterton: »Das ist also dein unheimlicher Freund.«

2

Als Junge war Webster bis zum Stimmbruch Chorknabe gewesen, und er wusste noch, was für eine Wirkung die kirchlichen Rituale auf ihn gehabt hatten, auch wenn die kirchliche Lehre vor langer Zeit ihren Einfluss auf ihn verloren hatte. Einige der Geschichten von damals waren ihm im Gedächtnis hängen geblieben; an die Handlung konnte er sich zwar nur vage erinnern, aber die Atmosphäre – die lichte, unerschütterliche Klarheit des Alten und Neuen Testaments – war ihm nach wie vor präsent, und er konnte sich gut daran erinnern, welche Gefühle sie in ihm ausgelöst hatte: Schmerz, Schuld und Mitleid, eins mit allen Sündern der Welt. Im Alter von zwölf Jahren hatte man ihn gebeten, am Karfreitag als Messdiener zu assistieren, was eine große Ehre war, und während er dem Pfarrer von einer Station des Kreuzwegs zur nächsten folgte, musste er sich immer wieder in die zarte Haut seines Oberarms kneifen, damit ihm nicht die Tränen kamen.

Zwischen ihm und dieser gläubigeren und womöglich besseren Inkarnation seiner selbst lagen fünfundzwanzig Jahre. Und zehn Jahre waren es, seit er Russland verlassen hatte und die letzten Spuren seines Glaubens erloschen waren. In dieser Zeit hatte er sich mit seiner Frau ein glückliches, ausgefülltes Leben aufgebaut, für das er sich jeden

Tag bedankte. Bei niemand Bestimmtem, einfach so, und bis zu diesem Jahr hatte er sich kaum je Gedanken gemacht, an wen sein Dank eigentlich gerichtet war. Seit Locks Beerdigung jedoch geisterten immer wieder Szenen aus seiner frühen Kindheit durch seinen Kopf, sodass er sich fragte, ob es sich dabei um eine Botschaft handelte oder um einen Akt der Gnade; ob sie ihm irgendetwas mitteilen oder seinem Unterbewusstsein nur auf geheimnisvolle Weise Trost spenden wollten.

Lock war kurz vor Weihnachten gestorben. Die Beerdigung, der Webster heimlich beigewohnt hatte, war am Heiligabend gewesen, und für den Rest des Winters und den ganzen Frühling über hatte sein Tod Webster unaufhörlich beschäftigt. Die Deutschen wollten, dass er zurückkam, damit sie ihn erneut befragen konnten und damit er im Zuge der gerichtlichen Untersuchung als Zeuge aussagte – die erwartungsgemäß zu dem Ergebnis kam, Lock sei in Berlin von »finsternen Mächten« umgebracht worden, die eigentlich seinen Klienten, Konstantin Malin, hatten ermorden wollen. Obwohl es nicht im Bericht stand, das wusste Webster, war eine der wenigen Schlussfolgerungen, die man aus dem ganzen Vorfall ziehen konnte: Ohne seine Einmischung wäre Lock noch am Leben.

Darum war es vielleicht nicht verwunderlich, dass seine Seele nach Trost suchte. Schön, er konnte nichts dagegen tun. Aber er wollte nicht getröstet werden. Er wollte nichts weiter als arbeiten, sich konzentrieren und ein guter Vater sein – und die Zeit und das Schicksal entscheiden lassen, ob er das Richtige tat oder nicht.

Drei Tage vor Mehrs Gedenkgottesdienst, an einem dunklen, regnerischen Nachmittag Anfang Mai, der eher

an einen Wintertag als ans Frühlingsende erinnerte, hatte Webster in einem Konferenzraum in der Nähe der St Paul's Cathedral gesessen und einem Private-Equity-Unternehmen seine Ermittlungsergebnisse präsentiert. Durch die Glasfront, die über eine Seite des Gebäudes verlief, konnte er auf der Treppe der Kathedrale ein paar vereinzelte Touristen erkennen und die frisch geputzten Steine der Fassade, die im Regen glänzten, darüber die riesige Kuppel, und jenseits des Flusses durchschnitt der mattbraune Bankside Tower die grauen Umrisse der fünfzehn Kilometer entfernten Sydenham Hills. Es war eine großartige Aussicht, selbst in der Dämmerung, und ein großartiger Hintergrund für zwei junge Männer in Anzügen, von denen einer sich Notizen machte, während der andere einen Handtrainer bearbeitete (er hatte erklärt, das sei Teil seiner Therapie nach einem Boxunfall). Offensichtlich waren sie genauso begeistert wie Webster, hier zu sein.

Vier Wochen zuvor hatten sie ihm einen Routineauftrag erteilt: Er sollte klären, ob ein Mann namens Richard Clifford, mit dessen Firma sie an die Börse gehen wollten, sauber sei. Sie sollte nächsten Monat zugelassen werden, und da der Markt gerade ruhig war und die Firma bekannt, würde, so hatte man Webster erklärt, alle Welt genau hinsehen.

Clifford hatte einen unbescholtenen Ruf, und sein offizieller Lebenslauf war, wie man so sagt, blütenweiß: keine Skandale, keine Gerichtsverfahren, keine Insolvenz. Doch ein besonders redseliger ehemaliger Kunde hatte »diese Geschichte in der Zeitung« erwähnt – beinahe ausgelassen hatte er gewitzelt, dass man so etwas heute ernster nehmen würde –, doch auf Nachfrage hatte er dichtgemacht

und erklärt, das sei lange her, mehr wolle er nicht sagen. Nach einem Tag in der Bibliothek war Websters Rechercheur auf zwei Zeitungsartikel gestoßen, beide aus den späten 1980ern, in denen mit typischer Offenheit beschrieben wurde, wie die *News of the World* Clifford eine Falle gestellt und dabei erwischt hatte, Geld für Sex mit einer minderjährigen Prostituierten bezahlt zu haben. Ein Bild zeigte, wie er, bärtig und jung, einunddreißig Jahre alt, sein Gesicht vor dem Fotografen abschirmte, der ihm morgens an der Haustür aufgelauert hatte.

»Sie machen Witze«, sagte der Mann mit der verletzten Hand und beugte sich auf dem Tisch zwischen ihm und Webster nach vorne; sein Hemd schien zu klein für die kräftigen Schultern darunter zu sein. Er hatte ein strafes, breites Gesicht, das von schütterem, hellem Haar umrahmt war und von dem unablässigen Stirnrunzeln wichtiger Männer geziert wurde. Sein Kollege notierte sich etwas, schüttelte nur den Kopf und atmete langsam aus.

»Nein«, sagte Webster.

»Wie ist es ihm gelungen, das zu verheimlichen?«

»Er wurde wegen Zuhälterei angeklagt, doch die Sache ging nie vor Gericht.«

»Warum nicht?«

»Keine Ahnung. Ich vermute, sein Anwalt hat sich darauf berufen, dass man ihm eine Falle gestellt hat, und die Staatsanwaltschaft kriegte kalte Füße.«

»Schwachsinn.«

Webster verzog das Gesicht.

»Er konnte nicht wissen, dass sie minderjährig war.«

»Er wusste es.« Aus der Tasche mit Unterlagen vor sich zog Webster ein großes geknicktes Blatt Papier und schob

es über den Tisch. »Sie haben die Annonce, die sie benutzt haben, daneben abgedruckt.«

Der Boxer entfaltete den Artikel, betrachtete ihn für etwa zehn Sekunden, und als er ihn seinem Kollegen reichte, starrte er Webster eine Weile lang an, als könnte er ihn so dazu bringen, mit diesem Schwachsinn aufzuhören und endlich die Wahrheit zu sagen. Sein Stirnrunzeln war jetzt nicht mehr ernst, sondern ungläubig. Webster wusste, was er dachte: Das war's dann wohl mit meinem verdammten Deal.

»Ist das Ihre einzige Quelle? Die *News of the World*?«
Webster nickte.

»Tja, kaum verwunderlich, dass die Sache nie vor Gericht kam, oder?«

»Die *News of the World* hat sich das nicht ausgedacht. So lief das nicht. Nicht damals.«

»Natürlich nicht.«

»Sie hatte mehr Anwälte als irgendeine andere Londoner Zeitung. Ich habe mit der Journalistin gesprochen. Eigentlich waren es zwei, ihr Kollege ist gestorben. Die Aktion gehörte zu einer Serie von Undercovergeschichten, und als Köder hatten sie in einem niederländischen Kontaktmagazin Anzeigen geschaltet. Cliffords Brief war der erste, der bei ihnen einging.«

»Scheiße, Mann. Haben Sie sich das ausgedacht?« Kopfschüttelnd zog er sein Handy aus der Tasche und verließ das Zimmer.

Für einen Moment sahen Webster und der Kollege des Boxers einander an.

»Wie schlimm ist die Sache?«, fragte der Kollege schließlich.

»Was er getan hat, oder welche Konsequenzen es hat?«
Webster verlor langsam die Geduld.

»Sie wissen schon.«

»Das bedeutet, dass Ihr Mann früher mal ein Widerling war. Vielleicht ist er das noch immer. Und wenn ich es weiß, wissen es auch andere.«

Der Klient nickte einmal und seufzte. »Herrgott.« Er schrieb etwas in sein Notizbuch. »Wer noch?«

»Die Journalistin. Sie ist inzwischen im Ruhestand. Ihr Redakteur, falls er sich daran erinnert. Und: Damals lag die Auflage bei ungefähr drei Millionen.«

In diesem Moment kehrte der Boxer ins Zimmer zurück und blieb am Ende des Konferenztisches stehen.

»Nein – nein. Ich sag's ihm ... Scheiße, keine Ahnung.«
Er legte auf und schaute zu Webster. »Haben Sie das schriftlich festgehalten?«

Sein Kollege hörte auf zu schreiben. Webster seufzte. »Das hier«, er zog eine schmale Akte aus der Kunststoffmappe vor sich, »ist ein vorläufiger Bericht. Über alles, was ich zusammengetragen habe.«

»Nehmen Sie ihn wieder mit. Und jagen Sie ihn durch den Schredder. Und sollte die scheiß Presse über die Geschichte berichten, dann weiß ich, woher es kommt.«

Webster starrte ihn an. »Bitte?«

Der Boxer erwiderte seinen Blick. »Das hier macht Ihnen Spaß, was? Haben Sie auch nur die geringste Ahnung, wie viel Arbeit wir investiert haben?«

Webster klaubte seine Unterlagen zusammen und stand auf. »Morgen früh haben Sie meine Rechnung. Ich an Ihrer Stelle würde mir ernsthaft überlegen, Mr. Clifford still und leise zu verabschieden. Allermindestens.«

Er wollte das Zimmer verlassen, doch der Boxer, der am Ende des Tisches neben der Tür stand, versperrte ihm den Weg.

»Zwei Jahre«, sagte er. »Zwei Jahre meiner Zeit, seiner Zeit. Das halbe Büro hat daran gearbeitet.«

Webster musterte ihn einen Moment lang; sein Haaransatz war verschwitzt, und sein Hals drückte gegen den Hemdkragen. Der Boxer starrte ihn erneut unverhohlen an und neigte seinen Kopf leicht nach vorne, wohl um bedrohlich zu wirken.

»Vielleicht hätten Sie früher zu mir kommen sollen«, sagte Webster.

Der Boxer legte ihm die gesunde Hand auf den Brustkorb. Webster ließ sie dort und schaute ihm in die Augen, und für einen Moment fragte er sich, was wohl passieren würde, wenn er ihm die Stirn mit voller Wucht gegen seine knubbelige, platt gedrückte Nase rammen würde.

»Ich gehe jetzt.«

»Sollte der Deal platzen, sehen Sie kein Geld.«

»Das wäre Vertragsbruch, und dann erzähle ich jedem, mit wem Sie verkehren. Nehmen Sie Ihre Hand weg und machen Sie Platz.«

»Das würden Sie tatsächlich tun, ach ja?«

»Wenn ich das Sagen hätte, hätte ich es längst getan.«

Schließlich trat der Boxer einen Schritt zur Seite, und Webster ging an ihm vorbei und bedankte sich bei seinem Kollegen mit einem Kopfnicken höflich für seine Zeit.

Es fiel ein feiner kalter Frühlingsregen, während Webster zu Ikertu Consulting zurücklief, durch die alten Straßen Richtung Inner Temple, wo Rechtecke warmen Lichts in

der Dämmerung leuchteten. Dieser komplette Block Londons, der sich knapp anderthalb Quadratkilometer westlich der City erstreckte, diente dem Klientenverkehr. Jahrhundertlang war er der Sitz von Anwälten gewesen, und nach ihnen waren Buchhalter, Rechtsbeistände und Berater jeder Couleur hier eingezogen. Und eine ganz bestimmte Sorte Detektive, dachte Webster.

In den Zimmern um ihn herum wurden Klagen vorbereitet, Bilanzen geprüft, Vorträge ausgebrütet, Effizienzüberlegungen angestellt, Schulden zusammengerechnet und Strategien erdacht von Heerscharen von Mitarbeitern, Geschäftsführern und Partnern, die sich nach Stunden bezahlen ließen, manche auch nach Minuten, und saftige Honorare verlangten. Es war eine eigene Welt mit eigenen Verhaltensregeln, Ritualen und Kleiderordnungen, doch selbst in seinem zehnten Jahr hier fühlte Webster sich immer noch nicht richtig zugehörig. Wenn er eine Rechnung an einen Klienten schickte und sah, dass man Tausende von Pfund pro Tag für ihn bezahlte, fragte er sich zunächst, warum es eine so hohe Summe war, dann, welchen Betrag sich der Klient wohl leisten konnte, und schließlich, wie viel seine Arbeit tatsächlich wert war. Er zweifelte nicht an sich; er wusste, dass er gut war. Aber er sah, wie die Stunden abgearbeitet, aufgeschrieben und berechnet wurden und konnte sich kaum vorstellen, dass dies die Welt zu einem besseren Ort machen würde.

Das Büro hatte ihm eine SMS geschickt. Bei Ikertu wartete ein neuer Klient, der ohne Termin vorbeigekommen war, mit Hammer sprechen wollte und sich, da dieser nicht da war, bereit erklärt hatte, auf Websters Rückkehr zu warten. Klienten ohne Termin waren in der Regel irgend-

welche Spinner, und Webster hoffte, es würde nicht lange dauern.

Beim Anblick der merkwürdigen Gestalt am anderen Ende des Empfangs dachte er als Erstes, dass der Mann offensichtlich im Dunkeln aufgewachsen war – vielleicht hatte man ihn in eine unbeleuchtete Hütte gesperrt und bislang vergessen, ihm ein paar Farben zu verpassen. Er war vollkommen monochrom: schwarzes, über extrem blasser Haut akkurat gescheiteltes Haar, ein weißes Hemd mit einer schwarzen Krawatte und einem schwarzen Anzug, dazu schwarze Socken, schwarze Schuhe und neben sich eine Aktenmappe, ebenfalls schwarz, darauf ein zusammengelegter grauer Macintosh-Regenmantel. Er las eine Zeitung, die er mit ausgestreckten Armen von sich fort hielt, und saß reglos da, wie in Form gegossen. Seit seinem Anruf war eine Stunde vergangen, aber das schien ihm nichts auszumachen, vielleicht hatte er für die weltlichen Dinge, für Zeit und für Farbe, nur Verachtung übrig.

Als er spürte, dass sich jemand näherte, schaute er auf und erhob sich. Er war einen Kopf kleiner als Webster und wirkte in seiner maßgeschneiderten Kleidung fast körperlos, und auf irritierende Weise schienen in seinem Innern Leblosigkeit und überbordende Energie im Wettstreit miteinander zu stehen. Webster konnte nicht sagen, wie alt er war, ob vierzig oder fünfzig.

»Ben Webster«, sagte er. »Tut mir leid, dass Sie warten mussten. Ich hatte ein Meeting.«

Die Hand des Mannes war kalt, aber trocken, als Webster danach griff, sein knochiger Händedruck war schwach. Er hielt Websters Hand für einen Moment und lächelte ein

nichtssagendes Lächeln. Aus der Nähe wirkte seine Haut wächsern, sie spannte sich straff über die Wangenknochen und schien beinahe durchsichtig, seine Augen waren von einem tiefen Petrolgrau und die feinen roten Äderchen im Weiß des Auges die einzige Farbe in seinem Gesicht. Doch was am meisten auffiel, als er sprach, waren seine Zähne: klein und spitz wie die eines Dachses und stark verfärbt, fast schwarz.

»Sehr erfreut, Mr. Webster.« Seine Stimme war dünn und ein wenig heiser. Er griff in seine Sakkotasche, zückte eine Brieftasche und zog eine Visitenkarte heraus, die er Webster überreichte. Auf dem dicken cremefarbenen Karton standen die Worte *Yves Senechal. Avocat à la Cour, Paris*. Keine Adresse, keine Telefonnummer. Webster hatte ihn nicht für einen Anwalt gehalten. Denn meist gaben sich Anwälte große Mühe, bei der ersten Begegnung einen freundlichen Eindruck zu machen.

»Mr. Hammer ist nicht da?«

»Ich fürchte nicht. Hatten Sie einen Termin?«

»Ich komme lieber direkt vorbei. Sind Sie sein Partner?«

»Ich bin sein Mitarbeiter.«

Senechal dachte einen Moment nach, jetzt lächelte er nicht mehr.

»Also gut. Können wir irgendwo ungestört reden?«

Webster nickte und führte ihn einen dunklen Flur hinunter, vorbei an mehreren geschlossenen Türen, zu einem Besprechungszimmer; Senechal folgte ihm mit langsamen, leisen Schritten. Als Ikertu die Büroräume gemietet hatte, eine Etage in einem großen verglasten Kasten, hatte Hammer jedes der Zimmer nach einem seiner Lieblingsdetektive aus der Literatur benannt: Marlowe, Maigret, Beck. Und

dieses, das größte von allen, war das Wolfe-Zimmer. Das Fenster, das sich über eine ganze Wand erstreckte, ging nach Westen hinaus auf das Lincoln's Inn, das heute ein mattgrünes Rechteck in der Frühlingsfinsternis war.

Senechal lehnte den angebotenen Kaffee ab und nahm ein Glas Wasser, trank fast unmerklich mit seinen schmalen Lippen davon und ergriff das Wort. Er saß aufrecht, dicht am Tisch, vollkommen reglos.

»Ich bin nicht in eigener Sache hier. Ich habe einen Klienten, der Ihre Hilfe braucht, vielleicht.«

Webster ließ ihn weiterreden.

»Er handelt sich um einen bedeutenden Mann.« Er sprach langsam, mit starkem französischem Akzent, und er schaute Webster die ganze Zeit in die Augen. »Einen sehr bedeutenden Mann.«

Webster wartete erneut und hatte Mühe, Senechals Blick standzuhalten; es fiel ihm schwer, seine Augen auf sein geisterhaftes Gesicht zu richten. Es wirkte irgendwie unfertig.

»Bevor ich anfangen«, sagte Senechal, ohne sich auch nur im Geringsten aus der Ruhe bringen zu lassen, »darf ich Sie fragen, wer Sie sind? Was haben Sie bisher gemacht? Ich weiß gerne, mit wem ich es zu tun habe.«

Ich auch, dachte Webster bei sich. »Ich arbeite hier mehr oder weniger seit sechs Jahren. Und davor war ich für ein großes amerikanisches Unternehmen in etwa derselben Funktion tätig.«

»Sie haben schon immer in diesem Beruf gearbeitet?«

»Früher war ich Journalist. In Russland.«

Senechal nickte. »Dann kennen Sie sich mit Lügen aus. Das ist gut.« Er sah Webster einen Moment lang an, als

wollte er sich ein unvoreingenommenes Bild von ihm machen. »Warum haben Sie die Firma gewechselt?«

»Warum ich jetzt hier bin? Weil ich die Chance hatte, mit Ike zu arbeiten. Mit Mr. Hammer.«

Ein erneutes Nicken, dann eine Pause.

»Mein Klient sorgt sich um seinen Ruf«, sagte Senechal schließlich. »Wir vermuten, dass jemand Unwahrheiten über ihn verbreitet.«

Webster glaubte zu wissen, was das hieß. Irgendeinem mächtigen Mann, der es gewohnt war, dass ihm sein Anwalt sämtliche Probleme aus dem Weg räumte, hatte man ein Visum oder einen Kredit verweigert, und zum ersten Mal machte er die Erfahrung, machtlos zu sein. Er lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Und wir sollen herausfinden, wer?«

»Später vielleicht. Nein. Darum geht es nicht.« Senechal schüttelte mit einer präzisen Bewegung einmal den Kopf. »Er möchte, dass Sie ihn selbst unter die Lupe nehmen. Und herausfinden, was man herausfinden kann.«

»Und dann?«

»Und sollten Sie auf irgendwelche Lügen stoßen, sie richtigstellen.«

»Falls es welche gibt.«

»Die gibt es.« Senechal presste seine schmalen Lippen zu einem Strich zusammen.

Webster dachte einen Augenblick nach. »So einen Auftrag bekommen wir selten.« Er hielt inne, musterte seinen Gast. »Wie schlimm ist es?«

»Wie bitte?«

»Der Schaden. Für Ihren Klienten.«

»Es ist ärgerlich.«

»Denn das wird teuer.«

»Ich weiß«, sagte Senechal erneut mit einem ausdruckslosen Lächeln.

»Wer ist Ihr Klient?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen.«

Senechal griff nach unten und beförderte seine Aktenmappe auf den Tisch. Dann zog er aus der kleinen Billettasche seines schwarzen Sakkos einen Schlüssel hervor, schloss die Schnalle auf und nahm einen durchsichtigen Kunststoffordner mit zwei, drei Blättern heraus. Während er die Aktenmappe zur Seite schob, legte er die Unterlagen akkurat vor sich hin.

»Das hier«, sagte er, »ist eine Einverständniserklärung, die ich gerne von Ihnen unterschrieben haben möchte. Damit verpflichten Sie sich, uns ein allgemeines Angebot zu unterbreiten. Sie legen uns dar, wie Sie vorgehen werden und wie viel es kostet. Wenn uns das Angebot überzeugt, werde ich Ihnen sagen, wer mein Klient ist, und wir können die Einzelheiten besprechen. Und in der Zwischenzeit werden Sie niemandem von unserer Unterhaltung erzählen.«

Webster lächelte. »Ich fürchte, so arbeiten wir nicht.«

Senechal rutschte auf seinem Stuhl nach vorne und stützte sich mit den Ellbogen behutsam auf dem Tisch ab.

»Es handelt sich um eine sensible Angelegenheit. Äußerst sensibel. Mein Klient will kein Risiko eingehen, falls uns Ihre Arbeitsweise nicht gefällt.«

»Alles, was Sie in diesem Raum sagen, ist vertraulich. So wie die Tatsache, dass Sie überhaupt hier sind. Aber ich werde nichts unterschreiben, bevor ich weiß, für wen Sie arbeiten.«

Einen Moment lang blickte Senechal verwirrt drein, als wäre er auf einen Widerspruch gestoßen. »Es handelt sich um einen lukrativen Auftrag. Für einen bedeutenden Klienten.«

»Ich gehe gegenüber einem Mann, den ich nicht kenne, keine Verpflichtungen ein.«

Senechal holte zischend Luft, rieb sich das Kinn und wollte etwas sagen, ließ es dann aber doch bleiben. Und während er Webster mit einem Blick zu verstehen gab, wie dumm seine Entscheidung war, stand er auf. »Na schön. Dann wenden wir uns eben an jemand anders. Danke für Ihre Mühe.«

Webster nickte, und in diesem Moment wurde ihm klar, was ihn gestört hatte: Senechals Augen passten nicht zu seinem Gesicht. Irgendwo tief in ihrem Innern, hinter der grauen Iris, loderte, nur allzu lebhaft, eine Leidenschaft, die sein bleicher Körper kaum zurückhalten konnte.

Webster begleitete seinen merkwürdigen Besucher zu den Aufzügen, bedankte sich bei ihm und heftete ihn in Gedanken unter den abgelehnten Klienten von Ikertu ab, eine bunte Mischung aus misstrauischen Ehemännern, geizigen Bankern und unheimlichen Spinnern, deren Fälle zu heikel oder zu absurd waren, um sie anzunehmen. Der Klient, der zu bedeutend war, um seine Identität preiszugeben, war eine seltene Unterkategorie, die normalerweise sein Interesse geweckt hätte, doch ein starkes Bauchgefühl sagte ihm, dass es richtig gewesen war, sich nicht darauf einzulassen – dass man mit den widersprüchlichen Kräften, die diesen sonderbaren, abstoßenden Mann antrieben, besser nicht näher Bekanntschaft machte.

Doch Senechal war eine so geisterhafte Erscheinung,

dass er ihn zwangsläufig erneut heimsuchen musste, und so wunderte es Webster auch nicht, als er wieder Kontakt mit ihnen aufnahm. Zwei Tage später ging im Büro von Ikertu ein Umschlag aus edelstem cremefarbenen Papier ein, mit Tinte in geschwungener Schrift an Webster adressiert. Er war per Bote gekommen. Die Buchstaben waren fett, fast kunstvoll, und auf der Lasche war ein großes Q eingeprägt. Im Umschlag steckten eine Einladung zu Mehrs Gedenkgottesdienst und auf einem kleinen Blatt Papier, dessen Kopf ebenfalls ein Q zierte, eine Nachricht in derselben Handschrift:

*Sehr geehrter Mr. Webster,
es wäre mir eine Ehre, wenn Sie gemeinsam mit mir
diesem wichtigen Gottesdienst beiwohnen würden. Im
Anschluss haben wir dann Zeit für ein Gespräch. Mög-
licherweise muss ich Ihre Hilfe in Anspruch nehmen.
Mit freundlichen Grüßen
Darius Qazai*

Rückblickend betrachtet, hielt Webster das für einen passenden Einstieg – mit großer Geste, angemessen, offenbar ehrlich gemeint und doch ganz und gar berechnend –, zunächst jedoch war er, wie jeder, fasziniert. Qazai hatte er bisher weder als Zielperson noch als Klienten auf dem Schirm gehabt, aber orientierte man sich an den Listen mit den reichsten Menschen der Welt, war es nur eine Frage der Zeit, bis er das eine oder andere werden musste. Und wenn er Senechals Chef war, dann vielleicht sogar beides.

3

Nach dem Gottesdienst fuhr Senechals Fahrer sie Richtung Westen, durch Knightsbridge und Kensington; die Sonne hing jetzt tief vor ihnen, und London, mit seinen roten Backsteinen und seinem cremefarbenen Stuck, erstrahlte im Frühlingslicht. Die Bäume im Hyde Park waren bereits grün. Hammer besorgte das Reden, wie immer, und fragte Senechal über seinen Job aus, über seinen Pariser Bekanntenkreis, seine Ansichten zur Korruption in den Kolonien, zu Camus und Fußball. Senechals Antworten waren höflich, knapp und unbefriedigend. Webster schaute auf die vorüberwischenden Gebäude hinaus und lauschte, wie Hammer seine umfassenden Kenntnisse zur Schau stellte.

In Olympia hielt der Wagen schließlich vor einem Restaurant in einer Wohnstraße. Es hieß *Lavash* – iranische Küche; Spezialität des Hauses: *Beryan*. Es war noch früh, und sie waren die ersten Gäste. Keine Frage, man kannte Senechal, und der Geschäftsführer führte sie durch das beengte Restaurant zu einem privaten Raum, der auf einen Hof hinausging. Die schlichte Dekoration gab sich größte Mühe, den Iran herbeizubeschwören. Zwei der Wände waren mit goldfarbenen Stoffen behängt, eine dritte mit einem Dutzend Fotos iranischer Landschaften: eine Festung in den Bergen, ein Palast an einem See, Schäferhütten auf

grünen Gebirgsausläufern. Hinter den Glastüren auf der anderen Seite fiel ein Lichtstreifen über die Hausdächer.

Getränke wurden gebracht, Oliven und Fladenbrot, und die drei Männer setzten sich. Senechal tippte seelenruhig E-Mails in sein BlackBerry, Hammer – ihm waren schließlich die Fragen ausgegangen – schüttelte seinen Scotch mit Soda, und Webster fragte sich im Stillen, ob ein Glas Weißwein Senechal vielleicht zum Reden bringen würde. Schließlich brach er das Schweigen.

»Qazai also.«

Senechal drückte noch ein paar weitere Tasten, dann legte er sein Telefon hin. Er wirkte keinen Deut menschlicher als unter dem grellen Bürolicht bei Ikertu in der Cur-sitor Street, und während er sprach, waren seine schwarzen Zähne zu sehen.

»Ja. Qazai.«

»Als ich nach unserem Treffen Ihren Namen nachgeschlagen habe, habe ich nirgends eine Erwähnung gefunden.«

»Gut. So sollte es sein. Ich bin Mr. Qazais persönlicher Anwalt. Mit seinen öffentlichen Angelegenheiten habe ich nichts zu tun.«

Ein kurzes Schweigen, das von Hammer schließlich gebrochen wurde. »Wen repräsentieren Sie noch, Mr. Senechal?«

»Die meiste Zeit kümmere ich mich um Mr. Qazai und seine Familie.«

Hammer nickte. »Der loyale Gefolgsmann. Können Sie uns ein wenig über ihn erzählen? Während wir warten.«

»Ich schätze, Sie haben einiges recherchiert«, sagte Senechal. Das war kein Einwand, sondern lediglich eine Feststellung.

»Nur ein bisschen.«

Senechal hielt einen Moment inne, schaute zu Hammer und traf dann eine Entscheidung.

»Zunächst werde ich etwas über seine Firma erzählen, dann über ihn selbst und schließlich über seine Familie.« Er sagte das mit der Miene eines Mannes, der dem Zufall keine Chance lässt.

Senechal lieferte ihnen einen gründlich einstudierten Bericht und nannte ihnen als Erstes ein paar Zahlen, offensichtlich um sie zu beeindrucken. Tabriz Asset Management war eine der größten Kapitalanlagegesellschaften der Welt. Ihr Hauptsitz befand sich zwar in London, aber ein großes Büro in Dubai, das von Qazais Sohn Timur geleitet wurde, kümmerte sich um die zahlreichen Kunden und Investitionen im Nahen Osten. Die Firma betreute etwa dreiundsechzig Milliarden an Kundengeldern und investierte in Schuldverschreibungen, Immobilien, Devisen, staatliche und private Unternehmen – überall, wo sie glaubte, Geld verdienen zu können. Und sie verdiente Geld. Im vergangenen Jahrzehnt hatte das Unternehmen durchschnittlich eine jährliche Rendite von zwölf Prozent erwirtschaftet; eine Million Dollar, investiert im Jahr 2000, war jetzt drei wert. Hammer meinte, er wünschte, er hätte damals eine Million gehabt, doch Senechal ignorierte den Scherz, als hätte er ihn überhaupt nicht verstanden. Hammer lehnte sich zurück und ließ ihren Ersatzgastgeber seine Lobrede ohne weitere Unterbrechung fortsetzen.

Tabriz sei keine Firma, sondern eine Institution. Sie verdanke ihre Existenz der Vision und Entschlossenheit eines Mannes, und wenn sie den Auftrag annehmen würden, würden sie bald Darius Qazais wahre Bedeutung erkennen.

1978, als junger Mann, war er, wie viele seiner Landsleute, gezwungen gewesen, mit seiner Familie aus dem Iran nach London zu fliehen, und zusammen mit seinem Vater, einem hohen Banker und Vertrauten des Schahs, hatte er die erste Inkarnation von Tabriz gegründet. Kurz darauf musste sich sein Vater aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit aus dem Geschäft zurückziehen, doch Qazai war nicht aufzuhalten. In den Achtzigern hatte er im großen Stil in Immobilien investiert und in den Neunzigern in Wachstumsmärkte, und mit beidem hatte er ein Vermögen gemacht, sodass man ihn heute als den erfolgreichsten iranischen Geschäftsmann der Welt bezeichnen könne.

Von seinem Erfolg profitierten auch andere. Er sei ein großzügiger, aufgeklärter Menschenfreund, der im ganzen Nahen Osten Erziehungseinrichtungen finanziell unterstütze, besonders jene, die es Frauen ermöglichten, für ihre Familien einen Weg aus der Armut zu beschreiten. Schulen in Palästina, im Jemen und im Oman trugen seinen Namen. Außerdem war er vielleicht der weltweit bedeutendste Sammler persischer Kunst und seine Stiftung *die* Autorität auf dem Gebiet der präislamischen und islamischen Kunst aus der Region.

Senechal war wirklich ein loyaler Fürsprecher seines Klienten. Das meiste davon hatte Webster in den letzten ein, zwei Tagen bereits herausgefunden, aber so zusammenhängend vorgetragen – nicht ohne befremdliche Vehemenz, ja Leidenschaft – klang Qazais Lebensgeschichte beeindruckend. Er hatte sich zwar nicht alles ganz alleine aufgebaut, denn schon vor der Revolution war seine Familie reich gewesen, und danach immer noch recht wohlhabend, aber seine Erfolge hatte er sich selbst erarbeitet, und seine Fähig-

keiten waren offensichtlich. Einer der Artikel, die Webster gelesen hatte, brachte es auf den Punkt: »Ein gewiefter Investor und ein ausgezeichnete Geschäftsmann, nicht zuletzt wenn es darum geht, sich selbst zu verkaufen.« Seine Kunden liebten ihn, wenn man Senechal und den Zeitungen glauben durfte, und sein Engagement für das Bildungssystem schien ihm ehrlich am Herzen zu liegen. Auf Webster, der viel Zeit in Russland verbracht hatte, wo es nahezu unmöglich war, ein Milliardenvermögen anzuhäufen, ohne jemandem etwas zu stehlen, wirkte das alles mindestens befremdlich.

Senechal war noch nicht fertig, aber bevor er zur Familie seines Chefs kam, stieß Qazai höchstpersönlich zu ihnen und verbreitete die Farbe, die sein Anwalt dem Raum offensichtlich entzogen hatte. Während sie sich alle erhoben, ging er auf Hammer zu, packte ihn am Ellbogen und schüttelte ihm mit freundlicher Miene energisch die Hand.

»Mr. Hammer. Es ist mir eine große Ehre, eine der führenden Persönlichkeiten Ihrer Branche kennenzulernen. Eine große Ehre.« Ausnahmsweise konnte Hammer Qazais Urteil nicht widersprechen, er wirkte überrascht, und Webster konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Ich habe gelesen, was Sie alles aufgebaut haben«, sagte Hammer. »Hätte ich meine Firma nicht, würde ich gerne tun, was Sie tun.«

Qazai ging um den Tisch zu Webster. »Sie müssen Mr. Webster sein. Ein Russlandexperte, wenn ich mich nicht irre. Von Rang und Namen, wie ich gehört habe. Ich möchte Ihnen danken, dass Sie Mr. Senechal empfangen haben, und mich für unsere ungeschickte Kontaktaufnahme entschuldigen. Ich bin es gewohnt, meine persönlichen Belan-

ge stärker zu schützen, als es vielleicht nötig ist.« Skeptisch lauschte Webster seinen schmeichelnden Worten, obwohl er zugeben musste, dass sie Klasse hatten. »Meine Herren, vielen Dank, dass Sie den Weg hierher gemacht haben. Ich weiß das überaus zu schätzen. Bitte, nehmen Sie Platz.«

Qazai setzte sich ans Tischende, mit dem Rücken zum Fenster, lächelte Hammer und Webster zu, nahm eine Olive und kaute darauf herum. Er wirkte in diesem Raum genauso unbesiegbar wie in der Kirche, aber was Webster erst hier auffiel, war, wie gesund er wirkte. Er sprühte vor Energie. Laut den Artikeln, die Webster gelesen hatte, war er einundsechzig, doch er bewegte sich und redete mit der Energie eines jungen Mannes; die Wangen unter seinem Bart waren straff, seine Augen funkelten klar, und er hatte die Haltung eines Sportlers, als wäre jede Faser seines Körpers nur vorübergehend im Ruhezustand.

Webster hatte das Gefühl, auch wenn er nicht recht wusste, warum, dass Qazai kein Privatleben hatte. Er führte ein öffentliches Leben, und es gefiel ihm. Man musste sein Gesicht sorgfältig studieren, um den geringsten Hinweis darauf zu finden, was sich in seinem Innern abspielte: An seinen Augen und ihren Fältchen konnte man seine Erfahrung – hart erkämpft und gut gehütet – ablesen und eine Wachsamkeit, die darauf hindeutete, dass es dauerte, bis er jemandem vertraute.

»Meine Herren, das Restaurant wird Ihnen gefallen. Seit fünfundzwanzig Jahren komme ich einmal pro Woche hierher. Es ist kein Luxusrestaurant, aber glauben Sie mir, die Luxusrestaurants haben da etwas falsch verstanden. Hier gibt es echtes iranisches Essen.« Er nahm eine weitere Olive und lächelte gütig. Wie ein König, der sich dazu herab-

ließ, sein Volk zu beehren, dachte Webster, behielt es jedoch für sich.

Während er weiter seine Gäste anlächelte, schüttelte Qazai seine Serviette aus, und die anderen taten es ihm gleich. Hammer nahm seine und stopfte sie wie immer in seinen Hemdkragen, eine Angewohnheit aus New Yorker Zeiten, die, wie er behauptete, einfach praktisch war, ihm aber offenbar Freude bereitete; Senechal seinerseits entfaltete behutsam seine Serviette und breitete sie akkurat auf seinem Schoß aus. Mehrere Kellner traten an den Tisch und schenkten Wasser ein.

»Es war ein schöner Gottesdienst«, sagte Hammer.

»Nicht wahr? Erst recht, weil er so traurig war. Danke, dass Sie diese Geduld mit mir hatten. Ich dachte, wir könnten zusammen hierherfahren, doch ich musste mit den Gästen reden. Es hat mich gerührt, dass so viele Menschen gekommen sind.«

Mit einem respektvollen Nicken signalisierte Hammer, dass er Verständnis dafür hatte.

»Was glauben Sie, wie ist er gestorben?«, sagte Webster und spürte, dass Hammer ihm wegen seiner Offenheit einen strengen Blick zuwarf.

»Wie ein Held. Oder wie ein Hund. Das überlasse ich Ihnen.« Qazai blickte Webster für einen Moment in die Augen. »Mr. Webster, im Iran sind selbst die einfachsten Dinge kompliziert. Irrsinnig kompliziert. Die Lage war früher schon schwierig, aber inzwischen ist sie vollkommen verfahren. Der Ausdruck ›Arabischer Frühling‹ gefällt mir nicht. Meine Landsleute sind keine Araber. Aber wir werden alle in einen Topf geworfen von diesen – diesen jämmerlichen Leuten. Von diesen bösen, jämmerlichen Leuten.« Er

seufzte und schüttelte den Kopf. »Sie waren mal Journalist, oder?« Webster schaute ihm unverwandt in die Augen und nickte. »Im Iran ist so eine einfache Sache – irgendetwas herauszufinden und die Öffentlichkeit davon zu informieren – nicht möglich. Journalisten sind dort Handlanger des Staates, oder sie wurden eingeschüchtert oder sitzen im Gefängnis.« Er machte eine Pause, um seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen. »Sie verstehen also, dass es ganz ausgeschlossen ist, dort irgendwelche Nachforschungen anzustellen. Offen gesagt, herauszufinden, was mit Cyrus passiert ist ... Sie kennen Russland. Im Iran läuft es ähnlich. In solchen Ländern kommen gewisse Dinge nie ans Tageslicht. Und ich fürchte, dass es in diesem Fall genauso ist.«

»Würden Sie es denn gerne wissen?«

Qazai presste die Lippen zusammen, seine Augen verloren ihren Glanz, und für einen Moment dachte Webster, er würde gleich die Beherrschung verlieren; doch er fasste sich wieder, und sein Lächeln kehrte zurück. »Wenn der erste Auftrag abgeschlossen ist, Mr. Webster, schicke ich Sie vielleicht nach Isfahan, um es herauszufinden.« Er lächelte immer noch.

Zwei Kellner mit Tablett voller Essen betraten das Zimmer: darauf kleine Teller mit geräucherter Aubergine und Spinat in Joghurt; drei Schüsseln, eine mit Walnusshälften, eine mit geräuchertem Fisch und eine mit geschälten Favabohnen; ein Korb mit hauchdünnem Fladenbrot; und ein Teller mit Radieschen, Frühlingszwiebeln, dunkelroten Tomaten, buschigen grünen Koriandersträußen, Estragon und Minze. Qazai reichte Hammer das Brot und forderte sie auf, sich zu bedienen, während Webster ihn beobachtete und sein inneres Strahlen bewunderte.

»Nun, meine Herren. Kommen wir zum Grund Ihres Erscheinens. Ich werde Sie nicht noch mal beleidigen und darauf bestehen, dass alles, was wir in diesem Zimmer besprechen, vertraulich ist. In dieser delikaten Angelegenheit geht es um den Kern meiner Geschäftsinteressen.« Qazai nahm aus einer kleinen Glasschüssel etwas Meersalz, bröselte es mit den Fingerkuppen auf seinen Teller und wälzte langsam ein Radieschen darin.

»Ich bereite seit einiger Zeit – ganz im Stillen, müssen Sie wissen – den Verkauf meines Unternehmens vor. Das heißt, eines Teils meines Unternehmens. Ich will mich aus dem Tagesgeschäft zurückziehen und meinem Sohn die Leitung übertragen. Eines Tages wird sein Name meinen noch überstrahlen. Er ist jetzt so weit, dass er auf eigenen Beinen steht. Es wird Zeit. Allerdings möchte ich für den einen oder anderen Zweck einige Gelder abziehen.« Um seine Aufmerksamkeit gleichmäßig zu verteilen, schaute er zwischen Hammer und Webster hin und her, während er seinen Worten mit langsamen, wohlüberlegten Gesten Nachdruck verlieh. »Um meine Investoren zufriedenzustellen, benötige ich einen Käufer, der genauso potent ist wie ich, und bis vor zwei Wochen dachte ich, ich hätte ihn gefunden. Einen Fondsmanager in den USA. Sie kennen seinen Namen. Er war der perfekte Kandidat. Fähige Mitarbeiter. Das Unternehmen wollte in Wachstumsmärkte investieren, wir haben mehr oder weniger das gleiche Risikoprofil – eben perfekt.«

Er machte eine Pause, um sich zu vergewissern, dass seine Zuhörer ihm auch folgten. Hammer forderte ihn mit einem Nicken auf fortzufahren.

»Wir wurden uns einig, wollten den Verkauf schon bekannt geben, doch in letzter Minute sind sie ausgestiegen.

Ohne mir den Grund zu nennen.« Er steckte das Radieschen in den Mund, kaute bedächtig darauf herum und schluckte es hinunter, und bei dem Gedanken an die Absage blickte er finster drein, wie ein Kind, das seinen Willen nicht bekommen hatte. »Yves und ich«, er deutete auf Senechal, »konnten sie nicht dazu bringen, uns den Grund zu nennen. Ich habe immer wieder dort angerufen. Und schließlich teilte uns ihr Justitiar mit, dass – was hat er noch mal gesagt, Yves?«

»Dass Sie einer Begutachtung nicht standgehalten haben.« Angewidert sprach Senechal die Worte aus.

»Lächerlich. Dass ich einer Begutachtung nicht standgehalten habe. Und dass es ihnen leidtue. Er hat das nicht weiter ausgeführt. Als ich ihn fragte, ob dies das letzte Wort sei, oder ob ich irgendetwas tun könne, meinte er nur, ich solle mich an Sie wenden.«

»Wer war das?«, fragte Hammer.

»Können wir gleich dazu kommen?« Qazai nahm ein weiteres Radieschen und wälzte es im Salz. »Nun, was folgen Sie daraus, Mr. Hammer?«

»Dass die Kaufprüfung negativ ausfiel.«

»Genau. Sie haben mein Unternehmen unter die Lupe genommen und glauben, etwas gefunden zu haben.« Mit ausgebreiteten Armen wandte er sich Hammer zu, dann Webster. »Das ist absurd.«

»Haben Sie eine Ahnung, was das sein könnte?«, fragte Hammer.

»Nicht die leiseste, meine Herren. Ich möchte, dass Sie es herausfinden.«

»Was die anderen zu wissen glauben?«, fragte Hammer.

»Was auch immer für einen Schwachsinn die zu wissen

glauben. Und dann möchte ich, dass Sie allen erklären, dass es Schwachsinn ist.«

Die nächste Frage stellte Webster. »Geht es dabei um Ihren Stolz oder darum, den Verkauf unter Dach und Fach zu bringen?«

Qazai lächelte, diesmal jedoch war es ein starres Lächeln, und kratzte sich seinen bärtigen Kiefer. »Es geht um meine Ehre, Mr. Webster.«

Webster schaute ihm in die Augen, die jetzt ernst dreinblickten, und nickte kaum merklich. »Warum verkaufen Sie nicht einfach an jemand anders?«

»Weil die womöglich dasselbe herausfinden.«

Hammer unterbrach sie. »Sie wissen schon, dass wir den Auftrag nur annehmen, wenn wir ziemlich sicher sind, nichts zu finden?«

Als Qazai sich Hammer zuwandte, entspannte sich seine Stirn wieder. »Ich bin überzeugt, dass Sie nichts finden werden, was Ihnen Probleme bereiten könnte.«

Hammer lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Wir brauchen deren Bericht«, sagte er schließlich. »Haben Sie ihn angefordert?«

»Ich habe ihn nicht zu Gesicht bekommen.« Qazai sah zu Senechal.

»Wir haben sie um sämtliche Unterlagen gebeten, die von Nutzen sein könnten. Aber sie haben uns nichts geschickt.«

»Wir besorgen eine Kopie«, sagte Hammer. »Wenn wir Ihren Auftrag annehmen, müssen wir dem Problem, worum auch immer es sich handelt, auf den Grund gehen, und *Sie* müssen wir ebenfalls unter die Lupe nehmen. Denn ich kann nicht sagen, ob in dieser Angelegenheit alles okay ist,

bevor ich weiß, ob sonst bei Ihnen alles okay ist.« Er machte eine Pause, um sich zu vergewissern, dass Qazai begriffen hatte.

»Gut.« Er fuhr fort. »Sie gewähren uns umfassenden Zugang – zu Ihren Akten, Ihren Kollegen und zu sich selbst. Vielleicht auch zu Ihrer Familie. Wir werden eine Menge Fragen stellen und gründlich nachbohren. Und dann werden wir einen Bericht schreiben. Was in dem Bericht steht, bleibt allein uns überlassen, und was anschließend damit passiert, allein Ihnen. Wenn Sie möchten, dass wir ihn vernichten, vernichten wir ihn. Die Sache wird nicht billig, und Sie müssen uns im Voraus bezahlen, weil uns sonst niemand glaubt, dass wir die Wahrheit sagen.«

Qazai lachte. »Sie haben offenbar schon mal so einen Auftrag durchgeführt.«

»Selten. Meistens lehnen wir solche Aufträge ab.«

»Sehr gut. Ich mag keine Unklarheiten.«

»Ich auch nicht. Noch Fragen?«

»Nein. Ich denke nicht.« Er schaute zu Senechal ans andere Ende des Tisches. »Yves?«

Senechal, das fiel Webster jetzt auf, hatte bislang nichts gegessen. Während der ganzen Unterhaltung hatte er vollkommen reglos dagesessen, die Hände im Schoß, die er nur hin und wieder über die Tischplatte hob, um an seinem Wein zu nippen. »Wer wird den Auftrag durchführen?«

»Wenn wir ihn annehmen, Ben.«

»Es geht dabei nicht um Russland.«

Hammer lächelte. »Vielleicht doch. Man kann nie wissen.« Er wandte sich an Qazai. »Er ist mein bester Mitarbeiter. Egal was Ihnen Probleme bereitet, er wird es herausfinden.«



Chris Morgan Jones

Die Kunst des Sterbens

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41072-5

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2013

Jedes Leben hat seinen Preis ...

Ben Webster, der für eine Sicherheitsfirma arbeitet, steht vor dem ungewöhnlichsten Auftrag seines Lebens. Der iranische Billionär Darius Qazai beauftragt Webster, gegen ihn zu ermitteln. Auf diese Weise will der charismatische Geschäftsmann und Kunstsammler seine reine Weste beweisen. Aber Websters faszinierenden Auftraggeber umgibt ein finsternes Geheimnis. In Marrakesch spitzen sich die Ereignisse dramatisch zu. Immer mehr Tote kreuzen Websters Weg, und schnell wird ihm klar, dass mächtige Feinde aus Politik und Hochfinanz auch sein Leben bedrohen ...